

# Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde  
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und  
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,  
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger  
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:  
Hauptstraße 41

Dienstag, den 10. Oktober 1916

Fernsprecher:  
Königstein 44

Nummer 41

## Die den Weg bereiten.\*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

9

Fröding war es, der an einem Spätmachmittage den Messingklopper an der Tür des Landratshauses rührte.

Das braune Gesicht des Stabsarztes mit der breiten Stirn war ungewöhnlich ernst, und seine grauen Augen blickten ernst und kummervoll. Er war schon auf dem Landratsamt gewesen, aber man hatte ihm dort bedeutet, daß der Landrat bereits in seiner Wohnung sei, und Hennecke hatte sich wohl oder übel entschließen müssen, Hinrich Dahlgren, den er seit dem Tage, da Uebe heimkehrte, noch nicht wieder gesprochen, in seiner Behausung aufzusuchen, selbst auf die Gefahr hin, von ihm nicht empfangen zu werden.

Die Tür ging auf und der Stabsarzt trat in die weite, durch zwei Geschosse führende Halle des Hauses, in der eine breite, gewundene braune Holzstreppe zu den oberen Gemächern führte.

Die öffnende Dienerin geleitete den Doktor die Treppe hinan und bat ihn, einen Augenblick zu warten, sie wisse nicht, ob der Herr Landrat noch Besuche annehme.

Wenige Minuten später führte sie Hennecke Fröding in ein großes, lichtdurchflutetes Gemach, in dem sich Hinrich Dahlgren von seinem Schreibtisch erhob und den Gast, ohne ihm einen Schritt entgegenzugehen, die Hand auf den Schreibtisch gestützt, erwartete.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Stabsarzt?“ fragte der Landrat kühl und maß den Arzt voll eisiger Zurückhaltung mit den Augen.

„Verzeihen, Herr Landrat. Es ist gewiß ganz ungewöhnlich nach unserer letzten Unterredung, die eine solche Schärfe angenommen, Ihr Haus aufzusuchen, aber ich habe eine Mission übernommen, die es mir zur Pflicht macht, noch heute mit Ihnen zu reden.“

Die Augen des Landrats blickten auf.

„Wie jung dieser Mann noch ist,“ dachte Hennecke, „und in welchem Feuer seine Augen strahlen.“

„Ich glaube, Ihre Mission zu kennen, Herr Stabsarzt, aber ich kann Ihnen nur sagen, es bleibt bei meinen Anordnungen, die Frau, die hier nichts zu suchen hat, wird die Stadt und ihre Umgebung binnen vierundzwanzig Stunden verlassen.“

Der Stabsarzt sah dem Landrat durchdringend ins Auge.

„Ich weiß, Herr Landrat, Sie scheuen kein Mittel, Sie boten Ihren ganzen Einfluß auf, den Weg Schwester Heilwigs schwer und hier besonders unmöglich zu machen. Es ist mir zwar so, als hätte ich aus Ihrem eigenen Munde vernommen, daß es Ihr höchster Ehrgeiz sei, „Wegbereiter“ — das Wort prägten Sie dafür — hier unter Ihrer Obhut

heranzubilden, damit aus Blut, Not und Tod Segen sprieße. Ihr Vorgehen gegen meine Oberschwester hat mir aber gezeigt, daß Ihre Führerschaft mindestens sehr einseitig ist und nur insoweit in Frage kommt, als Ihre eigenen Interessen dabei nicht ins Spiel geraten.“

„Herr! Wollen Sie mich in meinem eigenen Hause beleidigen?“ fuhr der Landrat auf.

„Nein,“ sagte Hennecke einfach, „dazu ist der Augenblick zu ernst. Ich wollte Ihnen nur melden, daß, ehe der von Ihnen ausgewirkte Befehl Schwester Heilwig erreichte, diese schon die Stadt verlassen hatte.“

Der Landrat atmete auf.

„Na also,“ sagte er dann, „die Geschichte ist damit erledigt.“

„Nicht so ganz, Herr Landrat. Die schnelle Abreise von Schwester Heilwig hatte eine sehr traurige Ursache.“

„Das interessiert mich absolut nicht, mein Herr Stabsarzt. Haben Sie mir sonst noch etwas mitzuteilen?“

Hennecke Fröding gab sich einen Ruck. Es kostete ihm wirklich Ueberwindung, dem Manne da, der so selbstherrlich ihm gegenüberstand, ruhig zu begegnen, aber er dachte: In der nächsten Minute mußt du ihm tiefes Weh bereiten. Nimm dich zusammen.

Er richtete sich noch straffer auf.

„Herr Landrat, so sehr leid es mir tut, ich habe Ihnen eine überaus schmerzliche Nachricht zu überbringen.“

Hinrich Dahlgren stierte den Stabsarzt, der noch immer in ganz militärischer Haltung vor ihm stand, mit falschen Mienen an.

„Was ist?“ kam es plötzlich keuchend aus seiner Brust. „Meine Jungen, meine beiden lieben Jungen?“

„Der älteste, Peter, Herr Landrat.“

Der starke Mann sank ächzend in einen Stuhl.

„Tot?“ fragte er dann kurz.

„Nein, Herr Landrat, aber schwer verwundet.“

„Ist noch Hoffnung?“

„Kaum! Die Lunge ist schwer verletzt.“

Wie ein Stöhnen kam es dann aus der Brust des zusammengefunkenen Mannes, aber nur einen Augenblick, dann sprang er auf. Alles in ihm war fiebernde Tatkraft.

„Wo? Wo ist er? Ich will sofort zu ihm, Doktor. Sie müssen mir helfen, wir holen ihn her!“

Hennecke Frödings Hand legte sich beschwichtigend auf den Arm des erregten Vaters.

„Wollen Sie nicht selber die Depesche lesen, Herr Landrat?“

Er reichte Hinrich Dahlgren das schmale Blatt. Die Buchstaben tanzten vor dessen Augen.

Der Regimentsadjutant telegraphierte an Hennecke Fröding:

„Leutnant Peter Dahlgren schwer verwundet. Lungen-

\*) Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.

schuß. Hoffnungslos. Transport unmöglich. Bereiten Sie Angehörige vor.“

Dann folgte die Adresse des Feld-Lazarettes in Polen.

Der Landrat ließ sein Haupt schwer auf das winzige Blatt sinken, das in seiner Hand zitterte. Dann aber raffte er sich zusammen:

„Ich muß zu meinem Jungen, Doktor! Mit Ihrem Beistand! Seien Sie barmherzig und vergeben Sie mir meine Schroffheit.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ sagte Hennede einfach, dem Landrat warm die Hand bietend, „aber ich muß Ihnen leider sagen, daß eine Reise Ihrerseits in das Kriegsgebiet augenblicklich ganz ausgeschlossen ist.“

Das Antlitz des Landrats wurde erdfahl.

„Ausgeschlossen?“ fragte er tonlos. „Ich soll nicht mal in der letzten Minute bei meinem Jungen sein? Nicht seine Hand halten, um ihn sanft hinüberzuleiten in das dunkle Land, das keiner kennt?“

„Er wird nicht einjam diesen letzten und schwersten Weg gehen, wenn Gott ihm noch eine kurze Frist schenkt, denn seine Mutter wird bei ihm sein.“

Ein fürchtbares Schweigen war plötzlich zwischen den beiden Männern.

Wie die Blicke eines Raubtiers funkelten die Augen des Landrats den Stabsarzt an. Sein Atem ging keuchend, und auf ihn zustürzend und ihn an der Brust packend, kam es stoßweise aus seinem Munde.

„Das — das konnten Sie mir antun? Sie, den ich immer als einen aufrichtigen Freund meiner Familie schätzte, Sie fügen mir das Unerhörteste, das Furchtbarste zu, was nur geschehen konnte — in einem Augenblick, wo uns das schwerste, das bitterste Leid widerfährt, das ist mehr, als ich tragen kann!“

„Und was die Frau trägt, der Sie schon ein Leben hindurch das Schwerste und Bitterste zufügten, danach fragen Sie nicht. Lassen Sie mich ausreden,“ fuhr der Stabsarzt mit erhobener Stimme fort, als Hinrich Dahlgren mit einer gebieterischen Gebärde nach der Tür wies. „Einmal muß es doch gesagt werden, und dann will ich gehen und Ihnen niemals wieder vor Augen kommen. Sie haben in Ihrer herrischen Selbstgefälligkeit unglaublich, auch an ihren Kindern, gehandelt, als Sie ihnen die Mutter nahmen. Ich weiß, schwerwiegende Gründe geboten Ihnen als Ehrenpflicht ein so mitleidloses Vorgehen. Und wie nahm die Ausgestoßene, der Sie das leidvollste Los zumachen, das einem Weib widerfahren kann, ihr Schicksal auf sich? Demütig hat sich diese Frau zwanzig lange Jahre hindurch Ihrem grausamen Gebot gefügt. Jetzt aber, in der Stunde, wo sie hört, daß ihr Sohn, ihr Kind, das sie in Schmerzen geboren, sterben soll, da hält sie nichts mehr. Ihre Mutterliebe zieht sie mit Riesengewalt zu ihrem Kinde. Danken Sie Gott, daß es Schwester Heilwig möglich war, sofort die Reise zu Ihrem Sohne anzutreten. Sie haben ihn im Leben gehabt, da ist es wohl das unbestreitbare Recht der Mutter, im Tode bei ihm zu sein.“

Der Landrat lachte grell auf.

„Sie hätten Pfarrer werden sollen, Doktor. Wenn Sie aber und die Frau glauben, daß diese Stunde, in der der härteste Schicksalsschlag auf mich herniederfährt, mich weich gemacht, so irren sie gewaltig. Ich werde Mittel und Wege finden, daß es der Frau nicht gelingt, meinen armen Jungen zu erreichen. Die letzten Stunden soll sie ihm nicht vergiften. Sofort will ich zum Generalkommando, sofort werde ich alle Schritte einleiten, das Unerhörte zu verhindern.“

„Das werden Sie nicht tun, Herr Landrat,“ gebot Hennede, den Aufgeregten in den Stuhl zurückdrängend. „Sie werden sogar den Befehl, der Schwester Heilwig aus der Stadt wies, rückgängig machen, denn sie kehrt noch einmal hierher zurück, Ihren Sohn tot oder lebend in die Heimat

zu geleiten, um dann still ihrer Wege zu gehen, abseits von ihren Kindern. Stören Sie aber diese Frau, die ich wie eine Mutter verehere, die ich auf dem Schlachtfelde und im Kugelregen gesehen, von der ich weiß, daß Sie Hunderten Gutes getan unter Aufopferung ihres ganzen Seins, ihren mühseligen, schwer erkämpften Entschluß, so werde ich ohne Scheu den Grund bekannnt geben, der Sie zwingt, der armen Frau Steine in den Weg zu werfen. So wahr ich Hennede Fröding heiße, das tue ich!“

„Also Gewalt?“ entgegnete der Landrat mit schmerzlich verzogenem Mund. „Tun Sie, was Sie für recht halten, ich tue das meine.“

„Recht so,“ nickte der Doktor, und indem er einen umfangreichen Brief aus der Tasche seiner Uniform nahm und ihn auf den Schreibtisch vor dem Landrat niederlegte, sagte er:

„Sie werden ja behaupten, daß Sie den Brief da nicht lesen wollen, aber ich weiß, Sie werden es doch tun. Der junge Held da draußen, der sein Blut für Sie und für uns alle vergoß, der zwingt Sie, mein Herr Landrat! Wie wollten Sie wohl vor Ihrem Kinde bestehen, dem Sie aus eigener Machtvollkommenheit die Mutter nahmen?“

„Behalten Sie den Brief!“ schrie der Landrat den Stabsarzt an. „Was erdreisten Sie sich, Herr, mit welchem Recht?“

„Mit dem Recht der Freundschaft, die nicht wägt, sondern wagt, die in dieser schweren Zeit helfen, ausgleichen und heilen will. Schelten Sie mich, so viel Sie wollen, Herr Landrat. Kündigen Sie mir die Freundschaft, weisen Sie mir die Tür, der Brief bleibt hier! Sie können ihn ja ungelesen ins Feuer werfen, wenn Ihr Gewissen das zuläßt.“

Und jetzt will ich noch zu Ihren Damen gehen und ihnen schonend von Peters Verwundung Mitteilung machen, damit Sie noch etwas Zeit gewinnen. Das aber möchte ich Ihnen noch sagen, wenn Peter noch zu retten ist, dann wird Schwester Heilwig ihn dem Tode abringen. Das muß Ihnen ein Trost sein.“

„Nein,“ schrie der gequälte Mann auf. „Um diesen Preis möchte ich meinen goldigen Jungen lieber tot sehen.“

Und nun erschrak er doch wohl selber über sein eigenes Wort. Schauerliche Stille, als schatteten Todesfittige, war plötzlich im Gemach.

Aufföhnend barg der Landrat sein Antlitz in beide Hände. Da ging der Stabsarzt, erschüttert, ohne ein Wort des Abschiedes hinaus. —

Hinrich Dahlgren brütete lange im dumpfen Schmerz und sah nicht auf. Die goldene Lichtfülle in dem weiten Raum verblaßte, und vom Meer her strich ein kühler Wind durch das geöffnete Fenster, so daß Hinrich Dahlgren fröstelnd zusammenschauerte.

Auffehend schloß er mechanisch das Fenster. Da lag ja noch immer der Brief mit den großen, steilen Buchstaben, die er so gut kannte, trotzdem er sie länger als zwanzig Jahre nicht mehr gesehen hatte.

Hennede Fröding hatte recht, er konnte ja den Brief ungelesen verbrennen. Wie konnte dieses Weib es wagen, ihm zu schreiben? Das Weib, das ihm sein ganzes Leben zunichte gemacht und das ihm noch zuletzt den Sohn im Tode nahm?

Langsam entzündete er ein Licht. Mit spitzen Fingern, als berühre er tödliches Gift, nahm er den Brief auf. — Wie schwer er in seiner Hand wog — wie Blei. Nein, so würde der dicke Brief nicht brennen, er mußte ihn öffnen, um die Blätter einzeln zu entzünden. Langsam schob er den Brieföffner in den Umschlag — ganz mechanisch, wie magnetisch angezogen —, nur das brennende Licht hatte er im Auge, um gleich dort die Blätter zu entflammen.

Jetzt lagen sie vor ihm. Ein Beben durchriefelte den starken Mann, als er die weißen, eng beschriebenen Bogen

dem Licht entgegenhob. Und da stuzte er plötzlich. In seine Augen sprangen ein paar Worte, die er in letzter Zeit selbst so oft ins Treffen führte — „Weg zu bereiten“ las er. Da sank die schon erhobene Hand, die den Brief hielt, schwer herab, und das Licht erstarb.

Wer hatte die Flamme, die den Brief verzehren sollte, ausgelöscht? Niemand war im Zimmer, kein Luftzug regte sich. Stolz und feierlich stand die Kerze— ohne Flamme. Da kroch ein Schauer durch Hinrich Dahlgrens mächtige Gestalt, und zögernd nahm seine Hand das Briefblatt auf.

„Um deinetwillen, mein armer Peter,“ murmelte er, dann las er:

„Hinrich Dahlgren!

Ich habe nicht geglaubt, nachdem Du mich vor mehr als zwanzig Jahren, ohne mich gehört zu haben, aus Deinem Hause wiesest, daß ich jemals wieder zu Dir reden würde.

Bis heute habe ich mein Dir damals gegebenes Versprechen gehalten und mich keinem meiner Kinder genähert. Ich bin einen Fußweg gegangen, einen langen Leidensweg, den der vielleicht nicht ermüdet, der sich frei von Sünde fühlt. Von der Stunde an, da ich meine Kinder verlor, habe ich aufgehört, „Ich“ zu sein. Nur um sühnen zu können, habe ich noch gelebt. Unglücklichen, Einsamen, Sünden und Kranken zu helfen, Not zu lindern, zu trösten und anderen den Weg zu bereiten, das war mein aufrichtiges Streben, meine selbsterwählte Aufgabe. Nun aber geht es ans Sterben. Hinrich Dahlgren! Unser Kind will den letzten Weg gehen. Nach der Depesche bleibt wohl kaum Hoffnung, es zu retten. Dir ist der Weg zu ihm versperrt, ich aber, die von Euch Ausgestoßene, darf zu ihm! Da breche ich mein Dir gegebenes Wort. Aber nicht heimlich will ich es tun. Du sollst wissen, daß ich zu Peter eile, um bei ihm zu sein, wenn seine letzte Stunde kommt. Im Leben hast Du ihn mir genommen, im Sterben soll er mein sein. Heute zittere ich nicht mehr vor Deinem Zorn, den ich immer so gefürchtet, auch damals, als das Unbegreifliche geschah. Vielleicht wäre es niemals so weit mit uns gekommen, wenn Du in Deiner noch so kindlichen jungen Frau mehr gesehen hättest als ein Spielzeug, das Du zuweilen mit Liebkosungen überhäufst oder, je nach Laune, rauh von Dir stießest. Heute trohe ich Deinem Zorn.

Ein Höherer wird in dieser Stunde, in der ich zu meinem Kinde eile, Gericht über mich halten, ob es recht war, daß ich Dir mein gegebenes Wort brach.

Ich habe vor ganz kurzer Zeit Oda gesehen. Nur ein Wort von mir, und mein jüngstes geliebtes Kind, das noch so klein war, als ich von ihm ging, hätte ich an meinem Herzen gehalten. Aber ich habe das Wort nicht gesprochen, weil ich meines Kindes Jugend nicht trüben, sondern hell und froh machen will. Nie habe ich die Kinder aus den Augen verloren, aber immer stand ich im Dunkel und will es auch ferner tun.

Du hast mir viel genommen, Hinrich Dahlgren, aber das schmerzlich stille Glück, meinem Heldenjungen in Ru und Tod beizustehen, das kann all deine Macht, mit der Du ein Leben lang ein schwaches Weib verfolgst, mir nicht entreißen. Geslingt es mir, wie heiß ich zu Gott bitte, Peter dem Tode abzurufen, so bringe ich Dir den Jungen heim. Muß er sterben, wie ich nach der Depesche fürchte, so will ich ihn sanft geleiten und das irdische Teil heimbringen ins Vaterhaus. Fürchte nicht, daß ich Dir oder den Deinen lästig falle. Ich werde nach wie vor nichts weiter sein, als die unbekannte Schwester Heilwig. Jetzt aber gehe ich zu meinem Kinde. Und ich bin stolz darauf, daß ich es kann — daß ich sagen darf: Was ich einst verbrach, das habe ich durch mein Leben gefühnt, und ohne Scheu kann ich meinem Jungen ins Auge sehen. Die große Zeit, in der wir leben, die kehrt mit eisernem Besen alles Unreine aus, möchte sie auch die harten

Herzen weich machen, die alles von anderen und nichts von sich fordern.“

„Wenn wir opfern müssen, Hinrich Dahlgren, so wollen wir es in stolzer Trauer um den Sohn tun, der mit seinem Blut treu seinem Vaterlande diente.“

Sterben ist ein Glück im Maienscheine der Jugend, das Herz voll tausend glühender Wünsche und Hoffnungen. Leben aber mit gebrochenen Flügeln, bar aller Hoffnungen, das ist tausendfacher Tod.

Du lebst und ich bin lange gestorben, Hinrich Dahlgren! Heilwig von Parlow.“

Lange schon hatte der Mann, der wie gebrochen in seinem Sessel saß, den Brief zu Ende gelesen, der achtlos am Boden lag. Hinrich Dahlgren rührte sich nicht. Die Vergangenheit erstand vor ihm mit all ihren dunklen Schatten, und die Weichheit, die ihn einen Augenblick überkommen wollte, die schwand aus seinen Zügen.

Ein harter Zug grub sich um seinen Mund. Schwerfällig hob er die Briefblätter auf. Dann zerriß er sie in kleine Fetzen und warf sie in den Papierkorb. Leicht klopfte er die Hände ineinander, als wollte er Staub abschütteln. Damit aber sank er plötzlich in seinem Lehnstuhl zusammen. „Mein Junge, mein geliebter, tapferer Junge!“ kam es stöhnend von seinen Lippen.

Und der Abend kam mit seinem grauen Licht in dem grauen Haus am Meer, und der Landrat saß noch immer allein mit seinem Schmerz und seiner Pein. Und wußte doch, daß da unten die Seinen auf ihn warteten in banger Qual.

(Fortsetzung folgt.)

## Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

4. Oktober 1915. Ein Tag voll wichtiger Ereignisse. Im Westen fanden an den bekannten Stellen englische und französische Angriffe statt, die abgewiesen wurden. — Zur selben Zeit, da in Konstantinopel unter dem Vorsitz des Kriegsministers Enver Pascha eine deutsch-türkische Vereinigung gegründet wurde, deren Bedeutung nach dem Kriege noch klarer werden dürfte, überreichten die Vertreter Englands, Rußlands und Frankreichs an Bulgarien ein Ultimatum, in welchem der offene Abbruch jeglicher Beziehungen zu den Mittelmächten binnen 24 Stunden von Bulgarien gefordert wurde. Da Bulgarien selbstverständlich darauf nicht eingehen konnte, war sein Eintritt in den Krieg unvermeidlich. Zur selben Zeit gab der griechische Ministerpräsident Venizelos seine Entlassung, nachdem der griechische König erklärt hatte, daß er die Politik des jetzigen Kabinetts nicht mitmachen könne. Erwähnt sei noch, daß an diesem Tage die Aenderungen an den Uniformen der deutschen Offiziere und Mannschaften, Einführung des Feldgrau auch für die Friedenszeit auf Grund der außerordentlich günstigen Erfahrungen, bekannt gegeben wurden.

5. Oktober 1915. Im Westen machten die Franzosen nochmals in der Champagne einen vergeblichen Sturmangriff. — Auf Saloniki landeten an diesem Tage 8000 Mann französischer Truppen, die in den nächsten Tagen auf 20 000 Mann gebracht wurden. Diese Truppen kamen von Gallipoli, und es wurde dadurch vor aller Welt klar, daß die Ententemächte das Dardanellenabenteuer als verunglückt aufgaben. Gegen Bulgarien wurden bereits die Feindseligkeiten durch die Beschließung des Hafens Varna eröffnet. Bulgarischer Oberbefehlshaber wurde Kriegsminister General Jekow. — Rumänien aber beteuerte heuchlerischer Weise zu diesem Zeitpunkte nochmals seine Neutralität.

6. Oktober 1915. Die französische Offensive in der Champagne ging weiter, bei Souain brachen 2 Massenangriffe zu

sammen. — Im Osten drangen bei Dünaburg deutsche Truppen vor, bei Smorgon wurden die Russen geworfen, ebenso an der bessarabischen Grenze und in Wolhynien und am Str. — Auf dem Balkan-Kriegsschauplatz überschritten deutsche und österreichische Truppen bereits die Drina, Save und Donau an mehreren Stellen.

7. Oktober 1915. Im Osten wiesen die Armeen Hindenburg und Linsingen mehrere russische Angriffe ab, in gleicher Weise brachen an der ostgalizischen und wolhynischen Front russische Sturmkolonnen zusammen und ebenso blieben die russischen Durchbruchversuche bei Tarnopol und Olta, wo es zum Nahkampf kam, erfolglos. — Auf dem Balkan drang die Heeresgruppe Mackensen an drei verschiedenen Stellen über die serbischen Grenzflüsse, die Gorica-Höhe wurde genommen und an der Zigeunerinsel bei Belgrad tobte ein wütender Kampf.

8. Oktober 1915. Im Westen wurden die Engländer bei Loos, die Franzosen in der Champagne und bei Leintren zurückgeschlagen. — Im Osten wurde vor Dünaburg Garbunowka erstürmt, bei Pinsk wurden russische Stützpunkte genommen und am Str wurde der Feind von den Oesterreichern über den Fluß geworfen. — Während die Italiener sich weiter im Artilleriefeuer übten, wurde auf dem Balkan von Mackensen Belgrad angegriffen, während General von Gallwitz bei Semendria den Feind nach Süden drängte; noch am selben Abend kamen die Topcider-Höhen in deutschen Besitz und österreichische Truppen suchten bereits um die Zitadelle von Belgrad einen erbitterten Straßenkampf aus. — In Griechenland kam das neue Lavirungs-Kabinett Zaimis ans Ruder.

9. Oktober 1915. Im Osten hatten die deutschen Truppen bei Dünaburg und Illuxt Erfolge, ebenso Linsingen bei Pinsk und Bothmer bei Tarnopol, während an der Strpa die Russen vor den österreichischen Angriffen geradezu flüchten mußten. — In Belgrad tobte der Straßenkampf um die Zitadelle und das serbische Königsschloß, indes mußten die Serben bald flüchten und auf der Zitadelle und dem Schloß wehten die Flaggen der Sieger. — Der Bierverband gab nun öffentlich bekannt, daß er das Dardanellenunternehmen aufgeben.

10. Oktober 1915. Wiederum wurden im Osten starke russische Vorstöße an den bereits wiederholt genannten Punkten zurückgeschlagen; der Bahnhof Riga wurde von einem Flugzeug mit Bomben belegt. — Auf dem Balkan wurde inzwischen bei Sabac und Gradiste der Donauübergang vollendet, bei Belgrad wurden mehrere befestigte feindliche Stellungen genommen und die Verbündeten rückten im Raum von Semendria und Bozarevac vor.

11. Oktober 1915. Mit Todesverachtung richteten die Franzosen bei Arras einen wütenden, aber vergeblichen Ansturm auf die deutsche Front, und auch den Engländern war bei Loos kein Erfolg beschieden. — Im Osten wurde bei Illuxt die russische Stellung erstürmt und die Oesterreicher schlugen am Korminbache feindliche Angriffe zurück. — Auf dem Balkan kam die Festung Semendria in deutschen Besitz, während sich auch bereits Kämpfe zwischen Bulgaren und Serben entwickelten.

12. Oktober 1915. Im Osten gab es wiederum Kämpfe auf der Front Smorgon—Dünaburg und die Armeen Linsingen und Bothmer hatten ihre bereits gewohnten Zusammenstöße mit den Russen, die bei Burkanow aus ihren Stellungen geworfen wurden. — Die Italiener holten sich wiederum an ihren bekannten Angriffspunkten Niederlagen und auf dem Balkan wurde nach der Säuberung der Dörfer und Höhen beiderseits der Topcider vom Feinde die Vorwärtsbewegung auf Bozarewal fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Chronik.

— Ein wahres Geschichtchen. Se. Excellenz der stellvertretende kommandierende General besichtigt ein Ersatzbataillon. Er ist sehr zufrieden, und in bester Stimmung tritt er auf einen der braven Landsturmeute, legt ihm leutelig die Hand auf die Schulter und sagt: „Lieber Freund! Erklären Sie mir mal das Gelände da vor Ihnen . . . . na, . . . . ich bin fremd hier!“ Und der Landsturmmann antwortet schnell und mit militärischer Kürze: „Exzellenz, ich bin hier auch fremd!“

— Eine humorvolle Bekanntmachung. Der Leiter der Stadtkartoffelstelle in Hagen hat folgende Bekanntmachung veröffentlicht: „Alle Einsender, die an Stelle eines Namens einen Gedankenstrich haben oder zu der Firma „Einer für viele“ — „Civis u. Co.“ gehören, überhaupt alle, die vorhaben, unter der Rubrik „Eingesandt“ in diesem oder dem nächsten Jahr etwas über die Kartoffelversorgung der Stadt Hagen zu schreiben, ersuche ich dringend, damit sie keinen Unsinn schreiben, vor Anfertigung des Aufsatzes zur Stadtkartoffelstelle zu kommen und dort oder im städtischen Hochbauamt den Unterzeichneten über den Sinn oder Zusammenhang der einzelnen Maßnahmen zu befragen. Der Unterzeichnete ist gern bereit, weitestgehende Auskunft zu erteilen. Liebenswürdigster Empfang wird zugesichert. Es wird auch platt gesprochen. Wer quatscht, ohne daß er sich vorher unterrichtet hat, erhält keine Antwort. (gez.) Függe, Stadtbaurat.“ — Ohne die Kartoffelversorgungs-Verhältnisse Hagens genauer zu kennen, behaupten wir: der Mann hat recht!

## Lustige Ecke.

Aus den Meggendorfer Blättern.

Das reinliche Kind

— „Um Himmels willen, Frischchen, du füllst ja Wasser in das Grammophon! Was soll denn das heißen?“

— „Nichts, Mutti, ich will ihm nur den Mund ausspülen.“

Bersäumnis

Der neue Zellengenosse: „Alle seid ihr wegen Taschendiebstahls hier? Da sollte man doch wenigstens an der Wand ein Plakat anbringen: Vor Taschendieben wird gewarnt!“

Sekretär: „Daß Sie erst heute die Anzeige machen? Haben Sie den verlorenen Ring denn nicht sofort vermißt?“

Proz (seine Hände zeigend): „Herr Sekretär, wie soll ich einen einzigen Ring vermissen?“

Herr (beim Wohltätigkeitskonzert): „Was sagen Sie zu der Sängerin?“

— „Na, als Publikum wäre sie mir lieber!“

— „Was, Sie reicher Mann haben sich eine Mittagsportion aus der fahrbaren Stadtküche gekauft?“

— „Ja, ich möchte doch auch irgendwie am Weltkrieg teilnehmen.“

Abgewinkt

Städter: „Könnten Sie mir nicht heimlich ein Pfund Butter pro Woche in die Stadt bringen?“

Bauer: „I bin doch kein Handels-U-Boot!“

Auch eine Kriegs-Leistung

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag  
H. Kleinböhl, Königstein im Taunus.